

Corina Lueger, Institut für Europäische Ethnologie, Gaststudentin am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Deutschland, im Sommersemester 2010

Von Februar bis Juli 2010 verbrachte ich in Berlin ein ERASMUS Semester. Ich entschied mich für Berlin zum einen wegen der Stadt selbst, zum anderen wegen des breiten Angebots an Lehrveranstaltungen mit stadtanthropologischem Schwerpunkt am Berliner Institut. Kaum ein halbes Jahr verging so rasch wie dieses – doch ich beginne am Anfang.

Anfang Februar betrat ich also zum ersten Mal Berlin und konnte während der ersten Wochen die Begeisterung über diese Stadt nicht nachvollziehen. Die vielen Vorzüge der Stadt bemerkte ich erst etwas später – so viel sei an dieser Stelle erwähnt. Berlin erschien mir zunächst grau, riesengroß, bitterkalt, die Gehsteige waren vereist und ich wurde Zeugin einiger „Rutschunfälle“. Schnell wurde mir klar, dass mein Auge – als langjährige Wienbewohnerin – was Stadtarchitektur betrifft wohl sehr verwöhnt ist und sich erst an die Berliner Architektur gewöhnen musste. Meine provisorische Wohnsituation in den ersten Wochen wirkte diesen Wahrnehmungen nicht entgegen. Dazu kam das eigentliche Hauptproblem: das offizielle Uni-Semester würde erst in etwa zwei Monaten beginnen – wie also Leute kennen lernen? So verbrachte ich die Anfangszeit vor allem damit, mir WG-Zimmer anzusehen, in der Stadt herumzuspazieren, und eine überfällige Hausarbeit für einen Kurs in Wien fertig zu schreiben. Ich bereue jedoch nicht, zwei Monate vor Semesterbeginn nach Berlin gereist zu sein – so hatte ich Zeit mir die Stadt anzusehen und mir ansatzweise einen Überblick zu verschaffen. Ende Februar bezog ich schließlich meine neue WG; bald sollte auch die Uni beginnen.

Am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt Universität machte ich durchwegs positive Erfahrungen. Eine Informationsveranstaltung zu Semesterbeginn bot die Möglichkeit andere ERASMUS Studierende des gleichen Institutes kennen zu lernen. Das Anmeldesystem für Lehrveranstaltungen wird am Institut sehr unbürokratisch gehandhabt: die erste Semesterwoche dient dazu, einen Einblick in die unterschiedlichen Lehrveranstaltungen zu erhalten. So besuchte auch ich in der ersten Woche etwa zehn Lehrveranstaltungen und wählte drei davon aus – zwei Seminare, ein Kolloquium. Erscheint man in der zweiten Woche in einer Lehrveranstaltung be-

deutet das, man will diesen Kurs besuchen. Namenslisten wurden durchgegeben – fertig! Die Verteilung der Studierenden auf die einzelnen Kurse scheint gut zu funktionieren, die Seminare waren nicht überfüllt; in einem waren wir acht, in dem anderen etwa 18 Studierende. Ich wählte folgende Kurse aus: „Praktiken der Reduktion städtischer Komplexität“, „Städtische Raumeignung: Was heißt das?“ und die Begleitung des Institutskolloquiums mit dem Thema „Ethnographische Wege zur Stadt“ – alle unter der Leitung von Frau Prof. Alexa Färber. Zudem arbeitete ich auch an meiner Diplomarbeit. Die Begeleitung des Kolloquiums bedeutete neben dem regelmäßigen Besuch der Veranstaltung auch die Erfüllung verschiedener Aufgaben, angefangen mit praktischen Arbeiten wie sich um Technik und Raumausstattung kümmern oder die Veranstaltung durch Plakataushang ankündigen, aber auch das Verfassen von Protokollen, das Herausarbeiten von wichtigen Thesen und Argumentationslinien des/der Vortragenden. Neben der inhaltlichen Beschäftigung mit den Vorträgen war auch das Betrachten von Strategien einer wissenschaftlichen Diskussion zentral.

Das System des Zeugniserwerbes funktioniert anders als an der Uni Wien. Zu Semesterende gab es keine Prüfung und auch keine Note – um einen Schein mit der jeweiligen Stunden-, bzw. ECTS-Anzahl zu erhalten, müssen verschiedene Aufgaben während des Semesters erfüllt werden. Derartige Aufgaben waren etwa die Moderation der Stunde, das Verfassen von Readingnotes, Referate halten, die Diskussion leiten, eine kleine Feldforschung durchführen und ein Konzept für das weitere Vorgehen andenken und verfassen, biografische Notizen schreiben, Gruppenarbeiten, das kontinuierliche Lesen der Lektüre und Mitarbeit. Durch diese Aufgaben ist man angehalten ständig mitzulernen und sich auf die Stunde gut vorzubereiten, was gleichzeitig die Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit erhöht. Der Lernstoff wird dadurch auf das gesamte Semester gut verteilt und nicht erst am Ende abgefragt. Eine derartige Vorgehensweise lag nicht nur am Seminarcharakter; in Übungen wurde ähnlich vorgegangen. Der Lehrplan beinhaltet auch das Verfassen von so genannten „MAPs“ (Modulabschlussprüfungen) – das betrifft aber ERASMUS Studierende nicht.

Kontakte zu anderen Studierenden waren sehr schnell geknüpft. Im Studierendencafé am Institut gibt es günstigen Kaffee und Brötchen. Das Café ist ein guter Treffpunkt um mit anderen Studierenden ins Gespräch zu kommen. Am Ende des Semesters gibt es ein Institutsfest im Hof des Hauses.

Abgesehen von den Lehrveranstaltungen wirkte ich auch bei einer Präsentation des Institutes im Rahmen des 200jährigen Jubiläums der Humboldt Universität mit. Im Zuge dieser Feier fanden unterschiedliche Lehrveranstaltungen im öffentlichen Raum Berlins statt – mit dem Hintergedanken, die Uni zu öffnen und Interessierten einen Einblick in den Ablauf von Lehrveranstaltungen zu geben. In unserem Beitrag stellten wir das Raumkonzept Henri Lefebvres und unsere Anwendung von diesem in einer praktischen Feldforschung vor.

Meine Wohnsituation war sehr speziell, deshalb werde ich darauf eingehen.

Ich wohnte in einer 3er-WG im so genannten „Kerngehäuse“ – ein ehemaliges besetztes Industriegebäude mitten in Kreuzberg. Die zusätzliche Bezeichnung des Wohnprojektes lautet „Wohnen und Arbeiten im Blockbau“ und verweist auf den Hintergrund des Projektes. Das Haus wurde in den 1980ern von Künstlern und Handwerkern besetzt und – wenn ich das richtig verstanden habe – nach drei Jahren der Stadt abgekauft. Der Großteil der Hausbesetzer wohnt auch heute noch im Haus. Im Gebäudekomplex gibt es ein Theater, eine Druckerei, eine Tischlerei, einen Musikproberaum, Gemeinschaftsräume, eine Dachterrasse inklusive Grill und einen wunderschönen großen Hof, der gemeinschaftlich genützt wird. Die ursprüngliche Idee, nämlich die einzelnen Wohnungen alle zwei Jahre zu wechseln wurde nicht verwirklicht, da sich die einzelnen Wohnparteien im Laufe der Zeit gemütlich eingerichtet hatten. Ansonsten ist alles sehr gemeinschaftlich organisiert; einmal im Monat findet ein Hausplenum statt bei dem aktuelle Probleme besprochen werden. Diese Wohnung, beziehungsweise das gesamte Haus habe ich als eine Art Oase in der Großstadt erlebt und empfand es als sehr angenehm von den belebten Straßen abzubiegen und in den ruhigen Backsteinhof zu spazieren. So sehr mich die vielen Menschen auf den Straßen, die Stände und die vielen sonstigen Angebote der Stadt immer faszinierten, so war ich auch froh über einen ruhigen Rückzugsraum.

Schon aufgrund meiner Wohnsituation war ich umgeben von Diskussionen über die Wohnpolitik der Stadt. Aber auch abseits dieses Kreises fand eine permanente Thematisierung der Stadt durch ihre Bewohner und Medien statt. Die Stadt selbst war sehr häufig Thema in alltäglichen Diskussionen – das kannte ich in diesem Ausmaß von Wien nicht.

Ich empfand es als angenehme Mischung, nicht nur mit ERASMUS Kollegen Kontakt zu haben, sondern vor allem auch mit Mitstudierenden und WG-Kollegen, die schon länger in Berlin lebten. Das hatte für mich den zusätzlichen Vorteil schnell Einblick in die lokale Kultur zu bekommen und zum Beispiel Veranstaltungstipps zu erhalten beziehungsweise das breite Angebot der Stadt einfacher überblicken zu können.

Einen ERASMUS Aufenthalt in Berlin kann ich nur empfehlen und ich bin froh, diese Möglichkeit bekommen zu haben! Studierende die ebenfalls ein ERASMUS Semester in Berlin in Erwägung ziehen, können sich auch gerne an mich wenden, falls Fragen auftauchen.